

# BUNTE WELT

Nr. 4

Unterhaltungsbeilage

1935

## Die Herren von Amerika

Von Ellis Parker-Butler

Auf der einen Seite der kleinen Stadt Cloning wohnte Mrs. Deacon, eine fette, gutmütige Person. Da ihr Mann, Mr. Deacon, vom Segen der Arbeit nicht viel hielt und nichts verdiente, war sie auf den Gedanken gekommen, ihre von allen Bekannten gelobten kleinen, daheim gebakenen Kuchen auch an fremde Leute zu verkaufen. Mit der Zeit hatte sie auch eine ganz schöne Kundschaft erworben, und Mr. Deacon mußte sich dazu bequemen, jeden Tag die Lieferung der kleinen Kuchen auszutragen.

An der Westseite der Stadt lag das Hauschen der Mrs. Doolittle. Als diese die Erfolge der Mrs. Deacon sah, schlich sie sich in niedriger Weise in deren Branche ein, ja sie sprengte ihr Monopol, und auch sie schickte ihren Mann als Kuchenverkäufer aus. Und sie unterbot noch dazu in schamlosester Weise den Preis ihrer Konkurrentin.

Eines Tages war Mrs. Deacon entschlossen, sich diese Schmutzkonkurrenz nicht länger gefallen zu lassen. „Washington P. Deacon, du nichtsnutziges, faules Tier,“ sagte sie des Morgens liebevoll zu ihrem Gatten, der eben die Kuchen einpackte, „wenn du ein Mann wärst, so könnte ich dich zu diesem Frauentzimmer schicken, damit du ihr energisch die Meinung sagst; aber du bist leider kein Mann und so hat es keinen Zweck. Wenn du aber ihren nichtsnutzigen Mann, der womöglich noch fauler ist als du selbst, triffst, so gib ihm wenigstens zu wissen, was ich von den gemeinen Dieben meiner guten Idee denke, die außerdem noch wagen, meine Preise zu drücken. Was eigentlich notwendig ist; denn ihre Kuchen können mit den meinen nicht verglichen werden. Dies alles könntest du Mr. Doolittle unter die Weinnase reiben; aber ich glaube, ihr beide werdet über Bekker, Weiber und Wirtshaus schwätzen, wenn ihr euch begegnet!“

Mr. Deacon ließ diese Rede über seinen Rücken fliegen und wagte kaum zu seufzen; seine Frau aber gab sich nicht zufrieden und erfüllte mit ihrem Geschrei das ganze Stadtviertel.

Nach dieser angenehmen Unterhaltung machte sich Mr. Deacon auf den Weg. Als er an die Brücke kam, sah er auf der anderen Seite, ebenfalls mit einem vollen Kuchenkorb an jedem Arm, Franklin D. Doolittle ihm entgegenkommen. Auf der Mitte der Brücke grüßten sie sich freundlich. „Altes Barzenschwein,“ sagte Deacon, „heißt ist's heute. Was macht das Geschäft?“ „Ich könnte sagen — gut, dann wär's nicht wahr; ich könnte sagen — schlecht, dann wär's gelogen; so sage ich lila. Und wie geht's bei dir?“, antwortete Doolittle. — „Nun,“ erwiderte Deacon, „es ist kein besonderer Grund, zu klagen, aber der Preis der Kuchen ist so niedrig, daß es ja kaum wert ist, daß sich eine so ausgezeichnete Köchin, wie meine Alte es ist, dafür einen ganzen Tag beim Herd abschmüht. Dazu gibt es noch hundsgemeine Menschen, die den Preis drücken!“ „Nun Deacon,“ wandte Doolittle ein, „man muß in die-

ser Weltwirtschaftskrise eben etwas ganz Besonderes leisten, wie das meine Alte tut, um vorwärts zu kommen!“

„Wenn wir uns in Ruhe und Freundschaft aussprechen wollen, so ist es bequemer, wenn wir uns in den Schatten setzen,“ meinte Deacon. „Das sind doch Fragen, die man nicht so im Stehen erledigen kann!“ „Nicht ein Fakt!“, gab Doolittle zur Antwort. „Washington, ihr solltet den Preis eurer Kuchen niedriger stellen, dann werden eben die meinen nicht wohlfeiler sein!“

„Unseren Preis niedriger stellen?“ rief Deacon entrüstet aus. „Du bist verrückt! Geben wir nicht größere und bessere Kuchen als ihr, heh?!“

„Nun, dann mußt du eben verstehen, daß ich meinen Preis nicht höher setzen kann; wer wird mir dann für meine kleineren und schlechteren Kuchen ebenso zehn Cent geben, wie dir für deine besseren und größeren? Ich kann für meine Ware höchstens acht Cent bekommen und verlangen. Aber wir würden beide besser verkaufen, wenn wir uns zusammentun wollten.“

„Ich bin in Theorie und Praxis gegen Trusts!“ wehrte Deacon ab.

„Ich eigentlich auch,“ sagte Doolittle. „Wer spricht von Trusts? Alles, was ich sage, ist, daß wir unsere Sache angleichen sollen. Sonst gehe ich mit meiner Ware, um den Absatz zu vergrößern, noch mehr herunter!“

„Das wirst du nicht tun!“ schrie Deacon.

„Hol mich der und jener, wenn ich es nicht tue!“

„Du willst eben nicht begreifen,“ lenkte Doolittle wieder ein, „mindestens tausend Kuchen könnten wir täglich abgeben bei richtiger Geschäftsverteilung. Ich bin, wie du, kein Freund von Trusts, das habe ich dir ja schon gesagt. Ich wähle auch nie diese Trustganner. Aber ein privates Uebereinkommen zwischen zwei leistungsfähigen Firmen, das kann niemand stören. Was ich vorschlage, ist, daß wir lieber zusammengehen, als uns gegenseitig schädigen sollen!“

„Nun ja, verkaufe deine Kuchen um zehn Cent!“

„Oder du um acht!“

„Nein, du um zehn, wir warten und sind die ersten am Platze!“

„Gründen wir lieber eine Einheitskompanie, dann können wir gemeinsam die Preise diktiert!“

„Mr. Franklin D. Doolittle,“ sagte Deacon, „das ist eine große und geniale Idee!“

„Siehst du,“ schmunzelte Doolittle, „wer kann uns hindern, die Kuchen gleich um zwölf oder fünfzehn Cent zu verkaufen? Und wenn die Erdbeerzeit kommt, kaufen wir alle Erdbeeren, die auf den Markt kommen, auf und erhöhen wieder den Preis. Auf mindestens ein Viertel Dollar, und das muß man uns bezahlen, weil ja niemand in der Stadt, im Staat, ja in der ganzen Union Erdbeerkuchen haben kann. Und mit den Erdbeeren, die wir für un-

serer Kuchen nicht verarbeiten können, gründen wir eine Konservenfabrik und ein Exportgeschäft, das ganz Europa beliefert!“

„Und dann kaufen wir alle Mühlen und Mehlvorräte auf!“

„Und dann?“

„Dann errichten wir große Kuchen-, Früchte- und Mehl-Aktiengesellschaften und ich werde ihr Präsident.“

„Hallo, Junge, wo bleibst du da?“ fragte Doolittle empört.

„Du, du wirst zumindest Generaldirektor und Verwaltungsrat!“ antwortete nachgiebig Deacon.

Aber inzwischen verdunkelte sich Doolittles Gesicht wieder. „Was mich bedrückt,“ sagte er, „ist, daß wir den verdammt Farmer jeden gewünschten Preis zahlen sollen. Wir müßten die Farmer auch alle aufkaufen, Deacon.“

„Aber . . . Doolittle, werden wir das auch alles erschwingen können? Der amerikanische Grundbesitz kostet doch mindestens zehn Milliarden Dollar!“

„Auch schon etwas. Das müssen uns die Mühlen allein bringen. Lächerlich, mit den Farmern den Gewinn zu teilen! Wir werden unseren Weizen selbst verkaufen, vom Vieh gar nicht zu reden!“

„Woan verkaufen?“ fragte Deacon, ohne zu berühren.

„Nun, wir brauchen doch nicht allen Weizen, der auf unseren Farmen wächst, für unsere Mühlen und unsere Riesenbäckereien.“

„Ja, wenn wir aber die Vortezzeugung monopolisieren würden, müßten wir sogar noch Getreide aus Südamerika einführen!“

„Und so werden wir langsam, aber sicher die Herren von ganz Amerika!“ sagte Doolittle berggütig.

„Aber alle Gefahren hast du noch nicht bedacht. Zum Beispiel, wenn uns die Kerle aus dem hohen Norden kein Holz für unsere Säbber liefern wollen . . .?“

„Dann werden wir Säde benützen!“

„Und wenn auch die nicht geliefert werden?“ fragte Deacon ängstlich.

Doolittle nickte. „Ich freue mich, daß du anfängst, unser großes Geschäft mit all seinen Schwierigkeiten zu überwachen. Die Industrien, die sich uns feindlich gegenüberstellen, werden aufgelöst . . .“

„Wie . . .?“

„Ich sage aufgekauft, mit Bus und Stinngell. Oder noch besser, wir bauen große Konkurrenzzufabriken, bis die armseligen Krämer fertig sind. Und wenn das zu lange dauert, kaufen wir alle Eisenbahnlinien der Union auf und nehmen die Waren der Gegner gar nicht zur Beförderung an.“

„Haben wir die Farmer, die Industrien und die Eisenbahn (und selbstverständlich auch die Fluglinien), dann haben wir auch den ganzen Kongress und lassen uns zum Präsidenten und zum Generalgouverneur der Bank von

Amerika wählen. Und keiner soll wagen, uns seine Stimme zu verlagern!"

Er stand auf und blähte sich vor Genugtuung. „Doolittle, ich sage dir, unsere Gegner von gestern, den Wirt, der uns nicht einmal einen Whisky, und den Zigarrenhändler, der uns keine Kuba kreditieren wollte, die bringe ich auf den elektrischen Stuhl!"

Plötzlich sah er erschrocken auf. Eine dicke Frau kam näher. „Lauf!“ rief er Doolittle zu, „deine Alte kommt!“ Dieser sprang auf und packte seinen Korb. Der andere war ihm schon vorausgelaufen. Die dicke Frau war aber gar nicht Doolittles Frau, also lehrten die beiden um und setzten sich wieder in den Schatten. „Hol's der Teufel!“ sagte Deacon, „bis wir die erste Million nicht beisammen haben, muß man sich doch von den Weibern Verschiedenes gefallen lassen!“

Mühsam nahmen sie ihre Körbe wieder auf. „Doolittle,“ sagte Deacon verlegen, „weißt du, der Kuchen, den ich im Korn nach dir geworfen habe . . ., ich weiß nicht, wie ich ihn meiner Frau verrechnen soll . . ., ich sage dir, sie ist wie der leibhaftige Satan auf jeden Cent veressen . . ., vielleicht kannst du mir zehn Cent leihen?“

„Zehn Cent, wo denkst du hin; wenn ich zehn Cent hätte, würde ich etwas Klügeres anzufangen wissen, als mit dir Dummkopf auf der Straße zu schwagen. Da hätte ich mir längst einen hinter die Binde gegossen. Nein, mein Lieber, meine Alte sitzt auch auf ihrem Geld. Ich kann dir da nicht helfen. Also auf morgen!“

Deacon schüttelte wütend und unglücklich den Kopf. „Hat keine zehn Cent in der Tasche und will Generalgouverneur der Notenbank werden!“

frischen konnte. Meine Kameraden waren der Meinung gewesen, daß es mich erwischt hätte und wollten mir zu Hilfe kommen. Verlegt wurde ich glücklicherweise nicht.

Wieder lud ich Eimer auf Eimer. Da höre ich oben laufen. Mir war sofort klar, daß da etwas Los war. Ich löschte sofort die Karbidlampe aus und brückte mich in ein Loch. Als ich den Schein einer Taschenlampe im Schachte leuchten sah, wußte ich, daß die Gendarmerie wieder da war und meine Kollegen davongejagt hatte.

Was ich nicht für möglich gehalten hätte, das geschah. Ein Handwagen, den die Kollegen stehen gelassen hatten, wurde in den Schacht geworfen. Wahrscheinlich aus Wut darüber, daß abermals niemand erwischt worden war. Glücklicherweise blieb der Handwagen stecken.

Durch meinen Schrei wurden die Gendarmen aufmerksam und waren erschrocken, als sie sahen, daß sie bald ein Menschenleben gefährdet hätten. Vom nahen Schacht holten sie rasch einige Arbeiter und diese muhten den Wagen wieder herausziehen. Bald war auch ich aus dem Schacht heraus. Die Gendarmen entschuldigend sich höflich und erklärten, daß sie den Wagen hineingeworfen hätten in der Meinung, daß niemand unten sei. Sie verhörten mich noch und wollten wissen, wer die anderen waren. Ich erklärte kurz und bestimmt, daß ich niemanden verraten werde, sie sollen sie nur selber suchen.

Nachdem die Gewaltigen noch das Werkzeug und den Wagen beschlagnahmt hatten, bedenkten sie mir, zu verduften. Das ließ ich mir nicht zweimal sagen. Die Kohle, die wir gegraben hatten, kam auf den Schacht.

Für diesen Abend war alle Mühe umsonst. Morgen gehen wir wieder. Wobon sollen wir sonst leben? —se.

## Beim „wilden Bergbau“

### Aus dem Leben eines Arbeitslosen

Durch den Verlust des Arbeitsplatzes guckte aus allen Ecken und Enden die liebe Not und das Elend. Die Verzweiflung brachte mich auf den Gedanken, mit einigen Schicksalsgenossen einen „wilden Schacht“ zu teufen.

Da unter uns nur ein einziger Bergmann war, waren wir uns bewußt, daß wir unbekanntesten Gefahren entgegengehen wollten.

Wir sondierten das Terrain und bald hatten wir eine Stelle, wo wir annahmen, daß wir in nicht allzugroßer Tiefe auf Kohlenreste stoßen würden.

Wir teilten die Arbeit ein und am nächsten Tage waren wir mit dem nötigsten Werkzeug ausgerüstet zur Stelle. Wir teuften den Schacht und hatten Glück, schon in fünf Meter Tiefe auf schwarzen „Bignorie“ zu stoßen. Wir freuten uns alle nach der anstrengenden Arbeit auf die Kohle, die wir am nächsten Tage dem Schoße der Erde entreißen wollten.

Am kommenden Morgen machten wir uns wieder an die Arbeit. Die Hände schmerzten noch vom vorhergegangenen Arbeitstage. Einige, welche nichts als trockenes Brot gegessen hatten, konnten nicht so richtig zugreifen, doch jetzt hatten wir die Kohle erreicht. Aber keine feste, sondern „Bruch“. Wir hatten die vom früheren Bergbau hereingebrochene Decke erreicht.

Nach einer kurzen Beratung teuften wir weiter bis auf die Kausohle. Unser Depot war ungefähr auf vier Zentner angewachsen. Da, o Schreck, erscholl der Ruf: Gendarmerie kommt! Sofort zogen wir an der Leine unseren Kollegen aus dem Loche heraus und verschwanden im nahen Gebüsch. Das Werkzeug hatten wir mitgenommen und unter einem Strauch versteckt.

Nach einer halben Stunde näherten wir uns von der entgegengesetzten Richtung dem Schachte. Schon von weitem sahen wir die Gendarmen bei unserem Loch stehen. Nach ihrem Gesichtsausdruck zu schließen, mochten sie sich ärgern, daß sie niemanden erwischt hatten. Wir guckten die Gendarmen neugierig tuend an, dann die Kohle, das Loch und spielten die Erstaunten. Dann zogen wir ab, nachdem die Gendarmen uns verraten hatten, daß sie das Loch zusammenschließen wollen.

Wir gaben die Kohle, die wir geberdet hatten, noch nicht verloren, sondern warteten in der Ferne, bis die Uniformierten ihren Dienstgang fortsetzten. Rasch holten wir zwei kleine Handwagen, verstaute die Kohle und fuhrten damit nach Hause.

Eines hatten wir begriffen: nämlich, daß man nicht ohne Bewilligung der hohen Obrigkeit nach Kohle graben darf.

Also muhten wir die Nacht zum Kohlengraben benützen. Mit Karbidlampe, Patent, Seil und einem alten Wassereimer ausgerüstet, machten wir uns abends wiederum an die Arbeit. Unser Bergmann ließ sich an dem von uns gehaltenen Seil hinunter, und bald hatten wir wieder einen kleinen Vorrat. Zwei von uns muhten die Kohle sofort wegschaffen. In dieser Nacht wurden wir nicht belästigt, aber dafür waren wir todmüde.

Abends gingen wir wieder los. Die Gendarmerie hatte uns aber während des Tages unseren „Schacht“ zusammengeschoffen. Wir muhten also zuerst das herabgeschossene Material herausziehen. Damit verloren wir viel Zeit. Außerdem war durch die Erschütterung der Schüsse die Kohle gelodert und hatte keinen Halt mehr. Unseren Kollegen im Schachte drohte immer Einsturzgefahr. Holz zum Ausbauen konnten wir nicht verwenden, weil wir nicht wissen konnten, ob uns die Uniformierten nicht wieder unseren Schacht einschließen werden. Dann wäre nur Schaden gewesen. Aber Not bricht Eisen und Hunger tut weh und so förderten wir weiter. Da, ein dumpfer Fall und vielleicht zwei Zentner Kohle waren hereingebrochen. Unser Bergmann hatte die Gefahr rechtzeitig bemerkt und war auf die Seite gesprungen, hatte aber doch noch ein Stück Kohle auf die Hand bekommen und konnte nicht weiterarbeiten.

Ich entschloß mich daher, an seiner Stelle in die Grube hinabzulassen. Aber wie sah es da aus!? Auf der einen Seite war die Kohle heruntergefallen, an der Decke hingen noch lose Stücke, die jeden Augenblick herunterfallen konnten. Mir schien, als wenn jeden Moment der ganze Schacht einstürzen könnte. Ich dachte an meine Kinder, die zu Hause hungerten, und griff zu. Ganz vorsichtig lud ich Eimer auf Eimer, bis der hereingebrochene Vorrat hinaus war. Jetzt mußte ich wieder Kohle herausbrechen. Nach kurzer Zeit war ich zwei Meter hinein. Durch Sauerstoffmangel genötigt, mußte ich mich ausruhen. Die Karbidlampe hingte ich neben mich am Stroh und verhielt mich ganz ruhig. Ein Knistern in der Kohle berriet mir, daß die Erde in Bewegung war. Ich wollte gerade aufstehen und flüchten, da brach die Kohlendecke beim Stredeneingang herein. Es blieb mir gerade nur noch so viel Raum, daß ich hindurch-

## Haus und Garten

### Der Kampf gegen die Schädlinge im Obstbau

Jeder Gartenfreund und Obstbaumzüchter, ob als Berufsgärtner oder Landwirt, hat wohl schon die unerfreuliche Wahrnehmung gemacht, daß der erwartete Ertrag seines Gartens zurückblieb oder sogar bei manchen Bäumen ausgeblieben ist.

In vielen Fällen schreibt er entweder der ungünstigen Witterung, dem schlechten Samen oder auch gar dem unfruchtbaren Boden die Schuld des schlechten Obstertrages zu, ohne sich hierbei vor Augen zu halten, daß der Mißerfolg auch anderwärts gesucht werden kann.

Gerade im Obstbau treten alljährlich mehr oder minder die verschiedensten pilzlichen und tierischen Schädlinge auf, welche sich infolge der oft günstigen Ernährungsverhältnisse stark vermehren und unheilvollen Schaden anrichten. Will man den mannigfachen Schädlingen und ihrem oft verheerenden Auftreten Einhalt tun, so ist es unbedingt notwendig, den Obstbäumen ein besonderes Augenmerk zuzuwenden, denn nur dann kann man den oft unübersehbaren Schaden verhüten.

Um unsere Obstbäume gesund zu erhalten, ist es unbedingt erforderlich, eine Herbst-, Winter- oder Vorfrühjahrs-Spritzung derselben mit einem verlässlichen Obstbaumkarbofium durchzuführen. Nur dies: Maßregel ist nach den Erfahrungen der Wissenschaft und Praxis unentbehrlich wirksam gegen alle Insekten- und Pilzschädlinge sowie

gegen die Mehrzahl der Scharogerschwämme, welche unsere Obstbäume jedes Jahr bedeutend schädigen, ja häufig auch vernichten.

Im jetzigen Zeitpunkte ist der Kampf gegen die Obstbaumschädlinge deshalb ganz besonders wichtig, weil man mit jedem Ei, jeder Larve und Puppe die zahlreiche Nachkommenschaft vernichtet. Das Anstreichen der Stämme mit Kalk, wie man es heute noch in vielen Gegenden zu tun pflegt, ist wenig zweckmäßig und wie ersehen dasselbe mit sicherem Erfolge durch die Anwendung eines wirksamen Obstbaumarbolineums, was dies von den meisten modernen Obstbaumzüchtern des In- und Auslandes durchgeführt wird.

Je früher die Bekämpfung der Schädlinge erfolgt, desto sicherer und größer kann man auf Erfolg rechnen.

Die Winter-, bzw. Vorfrühjahrs-Spritzung der Bäume mit Obstbaumarbolineum geschieht

im laublosen Zustande derselben vor dem Austreiben der Knospen und wirkt vorbeugend, da hiedurch nicht nur die einzelnen Schädlinge, sondern auch alle auf den Obstbäumen überwinterten Schädlinge vernichtet werden.

Es ist nur notwendig, daß man hierzu nur wirklich gute Karbolineum verwendet, von welchen die Gewißheit besteht, daß ihre Wirkung eine vollkommene ist.

In den letzten Jahren tritt im Obstbau besonders die Pflaumenfildiausauf, welche bei ihrem allgemeinen Erscheinen durch die Anwendung einer guten Karbolineum-Marke mit sicherem Erfolge bekämpft wird.

Die Zeit ist nun schon sehr fortgeschritten und es liegt im Interesse jedes einzelnen Obst- und Gartenbauers, noch im letzten Momente das Versäumte ohne weiteren Verzug nachzuholen, will er nicht zu Schaden kommen.



Platz frei?



Alles besteht!



Der Trick aufgedeckt.

# Stephanie

Von Ludwig Bauer

Das Folgende ist ein kleiner Abschnitt aus dem im Querido-Verlag, Amsterdam, erschienenen Buche „Leopold der Ungeliebte, Königin der Belgier und des Gedees“. Ludwig Bauer schildert darin meisterhaft die Lebensgeschichte des „aroken, bösen Königs“ Leopold II., der im Namen der Humanität und des Christentums den Kongostaat nach verhängnisvoller Händleraktik gründete und der bar aller menschlichen Gefühle nicht einmal für seine nächsten Verwandten ein Herz hatte. Der Autor rollt vor dem Leser die Erinnerungen an die Zeitpoche auf, die wie in einem Spiegel die Anfänge des kapitalistischen Aufstieges zeigt und zu den skandalreichsten der neueren Geschichte gehört. Nachstehend das Kapitel über Stephanie, eine der drei Töchter des belgischen Königs:

Auch sie heiratete nach Wien; die Verbindung Brüssel-Wien scheint zum Unglück bestimmt. Anfangs sieht alles recht rosig aus; Kronprinz Rudolf von Oesterreich ist der Erbe eines großen Reiches, ein junger, geistig bewegter, aufgeschlossener, lebenswürdiger Mensch, voll verschiedener Interessen. Louise hat ihm als junge Frau von ihrer Schwester gesprochen, er reist nach Brüssel, er verlobt sich, Leopold ist sehr zufrieden, das ist doch ein nützlicher Schwiegerohn, das hebt die eigene Macht und gibt Möglichkeiten. Stephanie ist hübsch, die jungen Leute lieben sich, aber Rudolf ist ungeduldig, willensschwach, sehr wechselnd in den Stimmungen, Franz Joseph, kalt, förmlich, eiserfüchtig, allem Neuen abgeneigt, läßt ihm keinen Raum. Rudolf, am Wirken gehindert, flüchtet sich in den Genuß, hat viele Freundinnen, Stephanie genügt ihm geistig nicht, sie regt sich über Eitelkeit und Mode auf, reizt ihn durch Eigensinn und Eifersucht, eine Tochter wird geboren, die Frau verreis für längere Zeit, läßt Rudolf allein, er verstrickt sich immer tiefer in Liebesgeschichten, erfährt von den Beratern, daß Stephanie ihm kein Kind mehr geben kann. Die Gatten zanken sich immer böser, Stephanie verfolgt den ungetreuen Gatten, sie leidet mit ihm, statt ihn zu fesseln. Schließlich ist da eine junge Rivalin, überaus ehrgeizig, eine Baronin Mary Vettera. Der Gattin gegenüber sitzend, zeigt Rudolf bei einer Hofafel seiner Nachbarin Louise das Bild Marys auf der Innenseite seiner Tabakdose, flüstert: „Ist sie nicht schön?“ Und dann: „Ich komme von ihr nicht mehr los.“

Will sich von Stephanie scheiden lassen. Der Kaiser verweigert es ihm; undenkbar im katholi-

schen Oesterreich, noch undenkbarer eine zweite unebenbürtige Frau. Er soll sein Ehrenwort geben, mit der Maronessa zu brechen. Stephanie beschwert sich, will ihm überall folgen, die Szenen hören nicht mehr auf, und Rudolf fühlt, wie kalt und abweisend der Vater, wie hoffnungslos dieses Reich ist, das auf ihn wartet, dem er helfen möchte, das er in letzter Stunde noch durch Erneuerung retten will. Nein, das ist unmöglich, Franz Joseph duldet nicht Geist, Freiheit, Entwicklung; Rudolf kann in der Hofburg nicht atmen, trinkt und liebt, betäubt sich in Orgien, der Vater wird achzig Jahre und älter werden. (Würde es auch; hätte Rudolf weiter gelebt, er wäre erst als Sechzigjähriger Kaiser geworden, gerade zu dem von ihm vorausgefühlten Zusammenbruch.) Er sah seine Existenz hoffnungslos, seine Pläne undurchführbar, so tötet er sich im Jagdschloß Mayerling mit der Freundin. Das freiwillige Verschwinden des jungen und hochstrebenden, geistig freien Prinzen und das Geheimnis seiner letzten Stunden hat die Phantasie der Menschheit immer wieder beschäftigt; vielleicht empfand sie dunkel, daß sein Tod die Agonie eines großen Reiches und unabsehbarer Verwirrungen einleitete; noch immer ist der Krieg um die österreichische Erbfolge nicht ausgekämpft.

Leopold trifft die Nachricht inmitten seiner schwersten Geldkämpfe um den Kongo. Mit seiner Frau reist er zu Rudolfs Leichenbegängnis; es scheint, daß auch ihm in Wien mitgeteilt wurde, Rudolf sei inmitten einer Orgie erschlagen worden, so schreibt er aus Wien seinem Bruder: „Es ist sehr wichtig, daß die Selbstmordversion aufrechterhalten wird... einzige Möglichkeit, um einen unermeßlichen Skandal zu vermeiden.“ Sehr gefaßt und mit dem Wichtigsten beginnend, fängt sein Reisebericht mit der Versicherung an: „Unsere Reise ist sehr unangenehm gewesen...“ Er fährt zu seiner gebemühten unglücklichen Tochter, die nicht bloß den früher geliebten Mann, sondern auch ihre großen Hoffnungen begraben mußte; er steigt nach Marie Henriette aus seinem Salonwagen aus und gibt zuerst den Auftrag, für morgen den Generaldirektor der österreichischen Länderbank zu ihm zu berufen, den er zu einer Syndikatsbeteiligung bei seinen Kongolosen bewegen will; dann erst wendet er sich zu seiner verzweifelten Tochter und gestattet ihr, ihn zu umarmen. Ist am nächsten Tag acht Stunden bei der Weinenden. Aber nach jener sentimentalen Höchstleistung seines

Lebens hat er innerlich die Angelegenheit liquidiert.

Gewiß ist die Sache mit Rudolf ihm peinlich, doch kaum mehr; er wußte die Ehe, die sein Ehrgeiz gestiftet hatte, unglücklich, er hatte kaum männlich gesprochen, Rudolf schon als Aktivposten für sich abgeschrieben. Unangenehmer ist ihm, daß die Länderbank nicht dem Kongosyndikat beitreten wird. Leopold fordert Stephanie nicht auf, zu ihm nach Brüssel zu kommen, ihren Schmerz bei ihren Eltern zu beruhigen; er will die Töchter, die er aus Belgien abgehoben hat, nicht dauernd um sich, lehnt Retourwaren ab, Stephanie, jung, oberflächlich, vergnügungsfüchtig, führt nun das leere Dasein einer Kronprinzessin-Witwe, sehr ihrer Schwester zugetan, aber diese doch in ihrem Unglück dann ebenfalls verlassend; sie will sich nicht mit Louise kompromittieren, indem sie der zu Unrecht Eingekerkerten beisteht. Dumme Zwistigkeiten um den Vorrang bei Hof bekümmern Stephanie, bis sie schließlich versucht, in einer zweiten Ehe mit einem ungarischen Aristokraten den unselbigen Verhältnissen zu entkommen. Franz Joseph, der seinen Sohn gegenüber Stephanie als schuldig empfindet, willigt ein; doch Leopold verweigert seine Zustimmung, obwohl Stephanies Heirat durchaus nicht unwürdig ist, sie hat in Wien weiter zu trauern, ihr Glück interessiert ihn nicht, man hat den Eindruck, daß er die Gelegenheit sucht, gekränkt zu sein, beklagt sich bitter über die Undankbarkeit seiner Tochter, und von dem Augenblick an, da Stephanie Gräfin und später Fürstin Lonhan wird, hat er nur auch sie abgeschrieben. Im selben Jahr, da er so unerbittlich auf Legitimität sieht, beginnt er vor dem Angesicht der ganzen Welt eine Liaison mit einer käuflichen Frau letzten Ranges, die ihm, Ersatz für Louise und Stephanie, zwei Kinder gebären wird.

**Jeder Parteigenosse  
liest das Parteiblatt!**

# Paris hintenrum

Von Ludwig.

In den „Verleihen des Vatikans“ erzählt der große französische Dichter Andre Gide die Geschichte eines Wiedermannes aus der Provinz, der durch einen Hochstapler aus seiner molligen Kleinstadtidylle aufgeschreckt, nach Rom fährt, um den Papst aus der „Gefangenschaft der Freimaurer“ zu befreien. Mit dieser romantischen Geschichte hält der Schwindler die Epieker, die Kleinbürgerlichen wie die feudalen, in Bann und es gelingt ihm, reiche Beute zu machen. Die fromme Einfalt der lieben Mitbürger bringt dem findigen Kopf, der sich nicht scheut, als hingebungsvoller Vater aufzutreten und der mit dem Freimaurergeisest alle Instinkte der Paternosterfesseln zu mobilisieren versteht, klingende Ernte. Ein herrlicher Beitrag zur Seelen- und Sittengeschichte der französischen Bourgeoisie um die Wende des Jahrhunderts!

Überall dort, wo Menschen durch die Härten einer sinnlosen Gesellschaftsordnung aus dem geordneten Erwerbseben ausgehoben werden, überall dort, wo Luxus einer schreienden Armut gegenüber steht, gibt es Outfieder, die auf ihre Art das Problem des Fortkommens lösen, die den krummen Weg des Verbrechens wandeln. Alle Welt hat ihre Gauner. Nirgends aber wird man so vollendet gezeichnete Betrügern begegnen wie in Paris. Der Pariser Professionalbetrüger ist kein Bauernfänger, kein Taschenspieler, seine Arbeit verrät systematische Durchbildung, er ist ein hervorragender Schauspieler, er ist ein glänzender Psychologe, er verfügt über Sprachkenntnisse und ein Bildungsniveau, das erstaunlich ist.

Der eine gibt sich als Student. In bescheidenen Kleidung, ein Buch unterm Arm, so Inuiert er vor der Sorbonne auf die Gimpel, die mit geizigem Vaededer aus dem Autobus klettern. Sein Spezialgebiet sind die Gäste aus Deutschland, die bildungsbesessenen Raffes und Prettewig (samt Gemahlin), die Hochzeitsreisenden, die in Paris flitterwöchentliche Freuden suchen, die Neureichen aus Berlin W und aus Dresden, die neben allmächtigen Exkursionen ins Reich des Lasters vormittag auch etwas für die Bildung tun, durch die Eile des Louvre spazieren, um sich nach Ueberwindung des vornehmlichen Katers zu Appetit anzuregen.

„Sie sprechen deutsch? Oh, wie mich das freut! Darf ich mich den Herrschaften ein wenig anschließen? Ich bin nämlich Germanist, begeisteter Germanist und möchte, da mir sonst Gelegenheit zu deutscher Konversation fehlt, ein wenig plaudern.“ So überfällt der „Student“ Pierre seine Opfer. Man ist entzückt, man läßt sich die Sorbonne zeigen, man geht ins Restaurant auf einen kleinen Imbiß, denn das geistige Schauen macht Hunger. Pierre rezitiert die ersten Verse des Nibelungenliedes, er kennt die deutschen Klassiker besser als Raffle (Gummivarenen gros) und Raffles Gattin findet den kleinen Franzosen, der Germanistik studiert, äußerst amüsant. Pierre hat einen Onkel bei der Bank und die Herrschaften wollen Geld einwechseln. „Wenn Sie gestatten, werde ich die Sache bei meinem Onkel erledigen!“ erklärt der anhängliche Fremdenführer und seine Versicherung, er werde es billiger machen als andere, läßt Raffles obligates Mißtrauen verstummen. Schätzlich verschwindet der liebenswürdige Germanist durch den zweiten Ausgang der Bank, während seine

Freunde vorm Eingang warten. Auf Nummerwidersehen verschwindet der Student mit dem Buch unterm Arm.

Diese Pierres sind Jungen, die jahrelanges Spezialstudium hinter sich haben, die wirklich mittelhochdeutsch, ja sogar gotisch lernen, sie schreiben Dissertationen über die germanische Abstammung der Wasken, über Heine und George, sie schwärmen vom Rhein und für Bismarck und wenn es sein muß auch für Hitler. Die Opfer dieser „Germanisten“ ist Legion.

Der Fremdenführerberuf ist höchst mannigfaltig. Man will in Paris nicht nur die Venus von Milo und das Schloß Versailles sehen, man will auch ein wenig hinter die Kulissen der weltberühmten Anzuchtindustrie sehen, die diversen Salons, wo marmorweiß gepuderte arbeitslose Warenhausmädchen „lelenbe Bilder“ zeigen, wo sich der deutsche Epieker den wonnigen Schauer ehebrecherischer Gelüste über den Rücken laufen läßt, wo er sich für wenig Geld über die Schreden jadisischer „Kreationen“ entrüsten darf, wo in diskret beleuchteten Separés sein Herz und seine Brieftasche bluten. Nachher, am stillen Herd heimlicher Belange freut sich dann Wiedermann am Erlebten und staunend horcht der Stammtisch auf, wenn er, der Weltenbummler, von der handfesten Mulattin erzählt, der man eine ganze Seeschlacht auf den Bauch tätowiert hatte.

„Wollen Sie etwas Interessantes sehen, Monsieur? Sehr pikant! Noch nie dagewesen! Filme, mein Herr, Sie verstehen!“ Der Schlepser naht mit einladenden Gesten. Dieser Schäfer! Er führt den Gast durch enge Gassen des Montmartre, durch schweigende, überriechende Höfe — ins „erotische Kino“. Der Spaß kostet ein Heidengeld, an die 50 Franken, aber das muß man gesehen haben. Ganze zwanzig Männer sitzen dort, voll Spannung auf den Moment harrend, da das Licht verlöscht, die Vorstellung beginnen wird. Der Schlepser verabschiedet sich höflich, nachdem er wegen des geringen Trinkgeldes von 20 Franken gemault hatte. „Bedenken Sie, Herr, mein Mißkol! Zwei Jahre kann ich wegen der Sache kriegen!“ meint er, als Julius Klattfuß nur 5 Franken geben will. „Wissen Sie denn, was Sie da sehen werden!“

Und dann — dann sieht Julius ein langweiliges Produkt aus den Anfangstagen der Filmproduktion, ein antikes Liebesdrama, über das unsere Großväter gegähnt haben werden. Ein paar defolletierte römische Sklavinnen, eine viel zu dezente Vadeszene, der Rest dünnt in jedem Priesterseminar gezeigt werden. Schweinerei so wat! Für 70 Franken! Man hat nur ein paar Flöhe mitgenommen und die Neue.

In ganzen Kolonnen werden die Fremden in die „Apachenkneipen“ des Montmartre gebracht. Ein paar stellenlose Theaterstatisten als Apachen kostümiert, bevölkern das raucherfüllte Lokal, die Hände in den Hosentaschen vergraben, die Kappe schief über der Stirn, Weiber mit seidenbestrumpften Waden, kurzen Röcken und auffordernden Hüften. Man wagt sich an die Dingerchen nicht heran, der Führer warnt, denn die Butschen sind gleich mit Messer und Brownie bei der Hand, sagt er. Lolita wirft einen schwärmerischen Blick auf einen kleinen Dicken aus Elsterverda und der bleibt mit den Augen auf den Mundungen der niedlichen „Apachen“ hängen. Plötzlich kracht ein Schuß. Wüster Lärm.

Einer Engländerin fällt das falsche Gebiß aus dem Munde, die Gäste stürzen zum Ausgang, Tische und Stühle umwerfend. Der Führer beruhigt die Herrschaften. Manchem fehlt die Brieftasche. Die Polizei? Gott behüte, die darf nichts von der Schieberei erfahren, sonst werden allesamt eingelocht. Die Gäste haben ihre „Sensation“ und sind sie wieder abgefahren, so erhält jeder der „Apachen“ 5 Franken Gage pro Auftritt. Die nächste Exkursion kann beginnen.

Charles hat ein Montmartreatelier gemietet und gibt sich als Maler. Ein paar Stützen hängen da an den grauen Wänden, mit Pinsel und Palette in der Hand empfängt er die Fremden, die ein Freund Benjamin durch das Künstlerviertel des Montmartre führt. Engländer, Deutsche, Holländer. Man sieht die berühmten Bohemiens an Ort und Stelle bewundern. Für Jungesellen oder Strohwitwen ist Brette da (vom Café Lune) und spielt in splitternadigem Zustand das Modell (für 2 Franken die Stunde). Charles will nicht mehr riskieren, weil sie ohnehin dabei gute Geschäfte macht.

Peinliche Erlebnisse kann man haben, wenn man nicht die Augen offen hält. Da lehnt sich ein alleinstehender, kokainblaffer junger Mann an Eduard und versucht den berechneten Fremdling zum Besuch eines interessanten Klubs zu nötigen. Da Eduard entschieden dankt, fängt der Puppenjunge in unerschütterlichem Verführerisch mit der Polizei zu drohen an: „Sie Schwein, haben mir einen unsittlichen Antrag gestellt! Sie haben mich unzüchtig berührt! Kommen Sie zum Polizisten mit!“ Er nimmt schließlich 100 Franken Schweigegeld, der Volksgenosse aus Berlin.

Mancher unternehmungslustige Weltenbummler wurde während eines Schäferstündchens vom „Gatten“ seiner Partnerin überfallen und konnte die „Schande“ nur mit klingender Münze gutmachen, so mancher wurde bis auf die Haut leergeplündert. Die Opfer haben den Trost, Gaunern aufgefressen zu sein, die weltmännische Eleganz mit Geist verbinden. Ein schwacher Trost, aber immerhin ein Trost.

## Seiteres

„n Tag, Schröder! Uffig, jedesmal, wenn ich Sie sehe, muß ich an Müller denken.“ — „Wieso, mit dem hab ich doch aber auch gar nichts gemeinsam?“ — „Om, ja — von dem bekomme ich meine 25 Mark auch nicht wieder.“

„Na, wissen Sie, der Weiger in diesem Lokal spielt ja jeden Tag schlechter, aber heute spielt er wirklich wie Uebermorgen!“

Sie: „Sie haben einen schlechten Charakter! Wenn Sie mein Mann wären, würde ich Ihnen Gift geben!“ — Er: „Wenn Sie meine Frau wären, würde ich es trinken!“

Sie: „Vater freut sich, daß du Schriftsteller bist.“ — Er: „Wieso? Hat er literarische Interessen?“ — Sie: „Das nicht gerade. Aber mein letzter Freund, den er rauschmeißen wollte, war Boger.“

Richter: „Und warum sollen Ihnen mißbernde Umstände zugebilligt werden? Es ist doch nicht einmal Ihr erstes Vergehen!“ — Angeklagter: „Gewiß, aber es ist der erste Prozeß, den mein Verteidiger führt!“